Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 149. **Montag** den 23. März 1896. **90. Jahrgang.**

Amtlicher Theil.

Waldpflanzen-Verkauf.

Von dem Forstreviere Leipzig-Connewitz kommen in diesem Frühjahre durch den Herrn Revierförster Zacharias in Leipzig-Connewitz nachstehende Holzpflanzen zu den beigesetzten Preisen gegen Baarzahlung oder Nachnahme und vorherige schriftliche Bestellung, sowie gegen Vergütung der Selbstkosten für Verpackung und Transport zur Bahn ꝛc. bezogen werden.

Stückzahl	Holzarten	Höhe der Pflanzen cm	Preis pro Stück ₰	Preis pro Hundert ₰
	I. Laubhölzer:			
	a. Sämlinge:			
3000	2jährige Eichen, Quarc. ped. L.	20—30	—	80
3000	3 „ „ „ „	40—70	1	20
3000	2jährigen Bergahorn, Acer pseudopl. L.	20—30	—	80
3000	2jährige Eschen, Praxinus exc. L.	15—25	—	70
3000	3 „ „ „ „	40—70	1	—
	b. Verschulte:			
300	Amerik. Rotheichen, Quarc. rubra L.	150—200	30	25
2000	Eichen-Ausschuß, Quarc. ped. L.	100—200	5	—
2000	Eichen- u. Ahorn-Ausschuß	100—200	4	—
1000	Birken, Betula alba L.	300—400	30	25
1000	Eschenblätt. Ahorn, Acer neg.	75—150	6	—
	II. Nadelhölzer:			
2000	Fichten, Abies exc. Dec. 2 mal verschult mit Ballen I. Wahl	75—100	50	40
3000	dergleichen II. „	„	25	20
2000	dergleichen I. „	125—150	75	65
2000	dergleichen II. „	„	35	30
1000	dergleichen I. „	175—200	1 —	90
1000	dergleichen II. „	„	60	50
300	dergleichen I. „	225—300	1 50	140
1000	Weißtannen, Abies pect. Dec. 2 mal verschult mit Ballen	60—80	35	30

Vorstehende Fichten I. Wahl eignen sich besonders zu Park- und Gartenanlagen.
II. Wahl zu Remisen ꝛc.

Leipzig, am 9. März 1896.

Des Raths Forstdeputation.

Feld- und Wiesenverpachtung.

Die nachstehenden, der Stadtgemeinde Leipzig gehörigen Grundstücke

1) 85,27 a — 1 Acker 162 □R., Abtheilung IV der Parcelle Nr. 363b des **Flurbuchs** für **Leipzig-Kleinzschocher**, an der Ecke des Mühlwegs und der Plagwitzer Straße daselbst gelegen,
2) 94,52 a — 1 Acker 212 □R., Theil von Parcelle Nr. 659 des **Flurbuchs** für **Leipzig-Lindenau**, an der Merseburger Straße gelegen, und
3) 2 ha 10,2 a — 3 Acker 239 □R., Parcelle Nr. 268 des **Flurbuchs** für **Möckern**, zwischen der abgebrochenen sogenannten Bauerndelicke und der Thüringischen Eisenbahn zu beiden Seiten des von ersterer nach der Mariendelicke führenden Fahrwegs von einschließlich eines Stückes Flutbraine

sollen, und zwar das ad 1) **vom 30. September** und das ad 2) **von Anfang dss. Jhs. ab auf 3 Jahre** zum **Feldbau**, sowie das unter 3) **von Anfang dss. Jhs. ab auf 9 Jahre** zur **Gras-, Heu- und Grummetnutzung**, mit **Ausschluß jeder anderen Benutzungsweise**

Dienstag, den 24. März 1896, Vormittag 11 Uhr

im alten Polizeigebäude — Reichsstraße Nr. 3 — 1. Obergeschoß, Zimmer Nr. 22, an die Meistbietenden verpachtet werden.

Die Versteigerungs- und Verpachtungsbedingungen sowie die betr. Lagepläne liegen auf dem Rathhaus-Saale, 1. Obergeschoß, zur Einsichtnahme aus.

Leipzig, den 16. März 1896.

Der Rath der Stadt Leipzig.
Ib. 324. Lc. 802. Dr. Trondlin. Woche.

Bekanntmachung.

Wegen Reinigung der Geschäftsräume können in unserem Meldeamte, Wächterstraße Nr. 5,

am 24. dieses Monats

in Abtheilung II (für Fremde),

am 25. dieses Monats

in Abtheilung I, Buchstabe K—Z (für bleibende Einwohner), sowie Abtheilung III (für Dienstboten), ferner

am 26. und 27. dieses Monats

in Abtheilung I, Buchstabe A—L (für bleibende Einwohner) **nur dringliche Geschäfte** erledigt werden.

Leipzig, am 18. März 1896.

Das Polizeiamt der Stadt Leipzig.
D. R. 1305. Bretschneider. H.

General-Versammlung

der Ortskrankencasse für Leipzig und Umgegend
Dienstag, den 31. März 1896,
Abends 8 Uhr
im Theatersaale des Krystallpalastes,
Leipzig, Wintergartenstraße 17/19.

Tagesordnung.

1) Vornahme der erforderlichen Neuwahlen für den Vorstand;
2) Bericht des Finanz-Ausschusses und Abnahme der Jahresrechnung pro 1895;
3) Berichs des Verfassungs-Ausschusses;
4) Bericht des Sanitäts-Ausschusses;
5) Beschlußfassung über den Antrag des Vorstandes: „Erhöhung der Leistungen an die Mitglieder und damit in Verbindung stehende Aenderung der §§ 11 und 14 des Statuts".

Theilnehmer an der Versammlung sind die im Februar laufenden Jahres gewählten Vertreter der Mitglieder und der Arbeitgeber.

Nur die diesen Vertretern der General-Versammlung zugehende Eintrittskarte berechtigt zur Theilnahme an der General-Versammlung.

Diejenigen Vertreter, welche bis zum 30. d. Mts. eine Eintrittskarte nicht erhalten haben, werden ersucht, diese im Bureau, Gellertstraße Nr. 7/9, I. Stock, Zimmer Nr. 16, zu reclamiren.

Leipzig, am 21. März 1896.

Der Vorstand der Ortskrankencasse für Leipzig und Umgegend.
Dr. Wilmar Schwabe, Vorsitzender. G.

Sociale Bilder aus dem sächsischen Dorfleben.

Von Johannes Corvey.

Nachdruck verboten.

III.*)

Eine Erholung im höheren Sinne giebt es bei uns nur selten; wenn man den Kirchgang, den die Bauern aber meistens auch nur nach alter Gewohnheit und mit sehr getheiltem Herzen machen, und vielleicht eine Besichtigung der Felder an schönen Sonntag-Nachmittagen ausnimmt. An Sonn- und Festtagen wird in der Schänke von den Meisten Karte gespielt. Doch sind die Spieleinsätze bei uns gering; nicht so in manchen benachbarten Dörfern, in denen namentlich früher von den Bauern sehr erhebliche Summen verspielt wurden. Jetzt sind die meisten jener „hohen Spieler" entweder vernünftig geworden oder verdorben und gestorben. Doch fast sämmtliche Bauern und ebenso die „kleinen Leute" spielen in der Lotterie. Jede Ziehung wird mit Spannung erwartet; selbst jener Bauer, welcher nie eine Zeitung zur Hand nimmt, sieht an den Ziehungstagen in der Schänke nach, ob seine Nummer „herausgekommen" ist oder er zieht in anderer Weise Erkundigungen ein. Zehn Mal enttäuscht, hofft man doch immer wieder auf einen glücklichen Treffer. Die Frauen sind dem Lotteriespiel gleichfalls hold und spielen oft auf eigene Rechnung; vielleicht mit dem Gedanken, durch einen größeren Gewinn in die Lage zu kommen, den Kindern ein gutes Stück Geld mit auf den Lebensweg geben zu können. Die Sorge für die oft sehr zahlreich vorhandenen Kinder ist in manchen Bauernfamilien groß, doch auch nur in gewisser Richtung. Ist das Kind krank, so ist die Mutter meistens besorgt. Aber sie „verarztet" das arme Wesen gewöhnlich mit allerlei oft recht thörichten Hausmitteln. Schlagen diese nicht an, so wird zu einer weisen Frau geschickt, die in jedem Dorfe wohl vorhanden ist; erst wenn auch deren Kunst nicht hilft, wird der wissenschaftlich gebildete Arzt geholt, der dann sehr oft zu spät kommt. Vor Aerzten und Medicinern hat der Bauer Respect, doch ist schwer zu entscheiden, ob dieser mehr auf die mit einer ernsten Krankheit verbundenen Geldkosten oder auf die Behandlung der Krankheit selbst zurückzuführen ist. Hat der Bauer aber einmal den Doctor geholt, so verlangt er auch ein Recept; je bitterer der Apotheker den Trank mischt und je höher der Preis ist, um so höher steigt oft das bäuerliche Vertrauen zu der Heilwirkung. Die meisten Bauern in unserer Gegend sind von dem Wesen des menschlichen Körpers nur sehr schwach unterrichtet. Oft behandeln sie sich in Krankheitsfällen nach Recepten, die der Thierarzt oder ein kluger Dörfler ihrem Vieh verordnet hat. Gesundheitspflege giebt es nicht. Es ist merkwürdig und geradezu auffällig, daß der Bauer, der doch gewohnt ist, in der freien Gottesnatur die herrlichste Luft zu athmen, in seiner Wohnung nicht das geringste Bedürfniß nach guter Luft empfindet. Für ein regelmäßiges Lüften der Räume hat er meistens kein Verständniß. Thüren und Fenster werden im Winter fest verschlossen gehalten und auch im Sommer selten geöffnet. Es beruht das auf schlechter Gewohnheit, Unkenntniß und Geiz. Der Bauer denkt, es sei schade um die Feuerung, wenn in einem geheizten Zimmer das Fenster geöffnet wird. Daher findet man besonders im Winter in vielen Bauernstuben und Schlafkammern bei uns einen üblen Dunst, eine verdorbene Luft, die dem nicht daran gewöhnten und nicht abgestumpften Besucher den Aufenthalt darin sehr schnell verleidet. Alle Auseinandersetzungen des an das Krankenbett gerufenen Arztes über die Nothwendigkeit der Lufterneuerung bleiben entweder von vornherein ohne Wirkung oder werden sehr bald zu Gunsten des alten Schlendrians wieder vergessen.

Aehnlich sieht es mit der Gesundheitspflege auch auf anderen Gebieten aus. Es ist daher sehr leicht zu erklären, daß Krankheiten in den dörflichen Familien unserer Gegend ziemlich häufig sind. Namentlich die Kinder entwickeln sich körperlich nicht derart gesund, als man es von Dorfkindern meistens erwartet. Natürlich schwächen diese Krankheiten durch die mit ihnen verbundenen Arzt- und Arzneikosten manche dörfliche Familie auch finanziell ganz erheblich. Einer wirklich tüchtigen Erziehung erfreuen sich in unserem Dorf nur wenige Kinder. Die Eltern kümmern sich zu wenig um die Erziehung; meistens wissen sie selber nicht, was tüchtige Erziehung ist. Man fühlt auch hier, daß den Eltern einsichtige Strenge und das Gefühl der Verantwortlichkeit fehlen. Die meisten Kinder kennen nur die Schulzucht, aber keine Familienzucht; oft stellt sich die Familie der Schulzucht hinderlich entgegen. Ein Dorflehrer hat in dieser Beziehung meistens sehr unerquickliche Kämpfe durchzumachen.

Als günstig kann man es bezeichnen, wenn die Dorfkinder von den Eltern zu regelmäßiger Arbeit angehalten werden. Das geschieht häufig, aber nicht immer. Wo es der Fall ist, werden die Kinder meistens in der häuslichen Oekonomie beschäftigt. Eine landwirthschaftliche Kinderarbeit, wie diese in gewissen Jahreszeiten z. B. in Nord- und Ostdeutschland besteht, kennt man bei uns nicht. Doch werden vielfach die Knaben solcher Einwohner, die kein eigenes Gut haben, in den letzten Schuljahren auf einen benachbarten Hof gegeben. Solche Jungen bekommen bei dem Bauer die Kost und auch noch eine kleine Geldvergütung, dafür haben sie in der schulfreien Zeit leichtere land- und hauswirthschaftliche Arbeiten zu verrichten. Sie sind, sobald die Eltern ein derartiges

*) Artikel I. siehe Nr. 123 vom 9. März. Artikel II. Nr. 136 vom 16. März.

Feuilleton.

Die Katze des Bankiers.

Novellette nach dem Englischen von R. Ebell.

Nachdruck verboten.

In ganz London fand man keinen charakteristischeren Vertreter seines Standes, als Sir Philipp Tredgold, Chef der Bankierfirma Smith, Sillery und Tredgold.

Vor vierzig Jahren war er als ein armer Junge in das Haus eingetreten. Er war damals 17 Jahre alt, und als ein entfernter Verwandter des nun verstorbenen Chefs, Mr. Samuel Sillery, erhielt er einen Vertrauensposten bei der Cassenabtheilung in seinem Comptoir. Hier arbeitete er sich nach und nach herauf, bis er endlich Leiter und Theilhaber des großen Hauses wurde.

Ein Mann, der sich so emporarbeiten konnte, mußte natürlich sehr praktisch und vernünftig sein. Und doch litt er an einer besonderen Form von — man konnte beinahe sagen, von Verrücktheit, nämlich an einer unvertilgbaren Liebe zu einer schwarzen alten Katze mit einem großen weißen, bald menschlichem Gesichte. Er hütete sie, als ob sie ein Kind sei, er hätschelte und liebkoste sie zur Zeit und zur Unzeit, und fehlte ihr etwas, so schickte er gleich den hervorragendsten Thierarzt zu ihr. Zum Unglück für Sie Philipp starb die Katze daran, daß sich seine kleine Tochter Mary auf sie setzte. Sir Philipp war tief betrübt. Der einzige Trost, den er fand, war, sie ausgestopfen und in einen Glasschrank setzen zu lassen. Und da ging er nun früh und spät hin und streichelte sie.

Ja, Tredgold's Liebe zu seiner Katze schien mit den Jahren noch zu wachsen. Als er zum Baronet erhoben wurde, ließ er in sein Wappenschild eine schwarze Katze mit dem Motto setzen: „Fortunam dedi". Sein Sohn Francis, dem die wunderlichen Gerichte bekannt waren, zu denen seines Vaters Monomanie Veranlassung gegeben hatten, kümmerte sich nicht besonders um das Thier, und hatte nicht eben Lust, sich durch ein Versprechen zur Erhaltung der Katze zu verpflichten. Sir Philipp merkte das und er sagte sich, daß das Verhalten seines Sohnes bei der Lage der Dinge nicht so unvernünftig sei. Sollte sich Francis um das Thier bemühen, so mußte er ihm schon gute Gründe dazu geben. Aber die Jahre gingen hin und er gab ihm keinen Grund dazu . . .

Ein Abend im Spätherbst war's. Sir Philipp und Francis saßen zusammen und plauderten.

„Frank", sagte Sir Philipp plötzlich, „ich erlebe den Sommer nicht mehr."

„O, sprich nicht so, Vater, sprich nicht so. Ich hoffe, Du wirst noch viele Sommer und Winter erleben."

„Ja, das hoffst Du, aber das glaubst Du nicht", sagte Sir Philipp; „nein, mit meinem Leben ist's aus, und Du, Frank, kennst seine Geschichte".

„Ja, und ich bin stolz darauf."

„So sagst Du", antwortete Sir Philipp traurig, „aber Du kennst sie nicht ganz. Ich will sie Dir jetzt erzählen."

„Du kennst die Umstände, unter denen ich in unsere Firma eintrat. Gott weiß, ich war damals froh, eine Anstellung zu finden, obwohl ich in den ersten fünf, sechs Jahren in der Bank das Gnadenbrod essen mußte. Ich sage ungern etwas Schlechtes über einen Todten; aber um der Wahrheit willen muß ich sagen, daß Sillery, der mir den Posten übertrug, eines der rohesten und brutalsten Geschöpfe war, die ich kennen gelernt habe. Er war nie glücklicher, als wenn er seine Untergebenen höhnen konnte.

Du weißt, Du bist nach einem jüngeren Bruder von mir genannt, den Du nie gesehen hast. Als mein Vater starb, besuchte Frank noch die Schule. Indem ich selbst Mangel litt, setzte ich es durch, ihm den Schulbesuch zu ermöglichen, bis er 17 Jahre alt war. Ich that's in der Hoffnung, dann die eine oder andere passende Stellung für ihn zu erlangen.

Und das erreichte ich denn auch. Eines Tages kam ein Herr aus Indien in Geschäftsangelegenheiten zur Bank, ich kam in's Gespräch mit ihm, und in der Unterhaltung zeigte es sich, daß er ein alter Schulkamerad meines Vaters war. Ich erzählte ihm nun von mir und meinem Bruder und fragte ihn, ob er glaube, daß für meinen Bruder in Indien eine geeignete Stelle wäre. Zu meiner großen Freude erhielt ich schon am nächsten Tage einen Brief von ihm, er wisse einen lohnenden Posten in Kalkutta und mein Bruder könne ihn haben, wenn er wolle. Natürlich nahm ich den Posten sofort für meinen Bruder an.

Aber ich hatte nicht daran gedacht, was die Ausrüstung koste. Sie kam auf 1000 ℳ zu stehen, und ich besaß nicht einmal 10 ₰. In meiner Verzweiflung bat ich Sillery, mir die Summe zu leihen. Aber er hatte für meine Bitte nur Hohn und meinte, er habe für mich und meinen Bruder genug gethan; wenn wir ihn mehr plagten, so würde er zusehen, uns Beide los zu werden. So gab's nur einen Ausweg: einen Wucherer.

Ich ging also zu einem Geldleiher, der mir 1000 ℳ gegen eine Anweisung auf 2000 lieh, die in einem Jahre zahlbar sein sollten. Mein Bruder sollte gleich nach seiner Ankunft in Indien ein schönes Gehalt haben; er versprach mir, rechtzeitig das Geld zu schicken, um den Wechsel einzulösen.

Die Ausrüstung wurde gekauft, Frank reiste ab und neun Monate gingen ins Land.

Da bekam ich von meinem Bruder einen Brief, worin er schrieb, er sei sehr krank gewesen und könne daher das Geld noch nicht schicken. Drei weitere Monate vergingen, und ich erhielt einen neuen Brief, worin er mich bat, den Wechsel unter allen Bedingungen zu verlängern. Er sei nicht im Stande gewesen, etwas bei Seite zu legen. In fünf, sechs Monaten aber, so könne er mir das Doppelte und Dreifache schicken.

Ich ging also wieder zu dem Wucherer. Ich mußte mich darein finden, ihm eine Anweisung auf 4000 ℳ, zahlbar in neun Monaten, auszustellen. Ich acceptirte die Bedingungen — ich konnte ja nicht anders — und schrieb das meinem Bruder.

Langsam vergingen die neun Monate. Inzwischen erhielt ich mehrere ermunternde Briefe von meinem Bruder. Es ging ihm gut, er legte Geld beiseite und war sicher, mir das Geld zur richtigen Zeit senden zu können. Der Wucherer seinerseits kam mehrere Male auf die Bank, um nachzusehen, ob ich noch da sei, und mich zu versichern, wenn das Geld nicht am Verfalltage bezahlt würde, so werde er meinen Chef von der ganzen Geschichte in Kenntniß setzen.

Wie der Zahlungstermin näher und näher rückte, wuchs meine Angst immer mehr. In den letzten Wochen erwachte ich jeden Morgen in der Erwartung eines Briefes von meinem Bruder. Aber es kam nichts. Der Verfalltag kam — aber kein Brief von meinem Bruder.

An diesem Tage ging ich wie gewöhnlich ins Comptoir. Nachmittags wurde ich mit 4000 Mark in die Cityfiliale zu Sillery geschickt. Wie ich hinkam, saß er in seinem Privatcomptoir. Er sah aus, als ob er getrunken hätte, und war sich nur halb bewußt, was er that. Er empfing mich mit einer Fluth von Schimpfreden, nahm mir das Geld ab und befahl mir, da ich so spät gekommen sei, noch nach dem Andern im Comptoir zu bleiben und da zu warten, bis er zurückkomme. Eine kleine Weile später wurde die Bank geschlossen, und nun saß ich da und wartete auf Sillery's Rückkehr.

Wie lange ich da saß, weiß ich nicht. Es wurde aber sehr spät, bis Sillery kam. Er war noch voller wie vorher und in noch brutalerer Laune. Er ging in sein Privatcomptoir und kramte dort unter seinen Papieren. Dann kam er zurück und fragte, ob ich wüßte, was er mit dem Gelde gemacht habe, das ich ihm gebracht hätte. Ich wußte es aber nicht. Er schimpfte und fluchte und ging wieder in sein Comptoir. Nach einer Weile schwankte er wieder heraus, und indem er mir befahl, die Thür zu schließen und zu gehen, verließ er die Bank.

Ich schickte mich also in sehr trauriger und unglücklicher Stimmung an, die Thüren zu schließen. Während ich damit beschäftigt war, fiel mir ein, daß Sillery einen Regenmantel angezogen und seinen Ueberzieher angehängt hatte, bevor er Nachmittags das Comptoir verließ, und daß er die Summe vielleicht in der Tasche des Ueberziehers hatte stecken lassen. Eine plötzliche Neugier bemächtigte sich meiner. Ich zündete das Gas wieder an, öffnete sein Privat-Comptoir und ging hinein. Da hing der Ueberzieher. Ich fühlte an die Taschen. Meine Vermuthung war richtig. Er hatte den Rock abgelegt und das Geld darin vergessen.

Und da — Gott sei mir gnädig, Frank! — da fuhr mir ein Gedanke durch den Sinn, der mich in Fieber versetzte. Hier waren 4000 Mark — genau so viel, als ich brauchte, um mich am nächsten Tage vor dem Ruine zu retten. Obendrein war die Summe in Geld und man konnte ihr also nicht nachforschen. Der Besitzer war reich und konnte das Geld mit Leichtigkeit ersetzen. Mein Unterdrücker war er, und ich schuldete ihm weder Liebe noch Pflicht.

Ich — nahm das Geld. Ich arrangirte den Ueberzieher derart, daß er wieder so hing, wie ich ihn gefunden hatte, und wandte mich zum Gehen.

Aber während ich das that, trafen meine Augen auf einen Anblick, der mich vor Schreck fast wahnsinnig machte.

Unter einem fast herabgelassenen Rouleaux, an dem Fenster gerade gegenüber dem Comptoir sah ich zwei Augen, die intensiv auf mich starrten! Bevor ich vor Schreck zu mir kommen konnte, verschwanden sie und ich hörte draußen auf der Treppe ein leises Geräusch, als ob sich einer herabschliche.

Ich war entdeckt!

Schon morgen mußte ich ins Gefängniß! Fast wahnsinnig vor Schreck und Schmerz riß ich das Geld aus meiner Tasche, rannte zu Sillery's Ueberzieher und legte es dahin zurück, von wo ich es weggenommen hatte. Und noch ganz voll von Entsetzen lief ich nach Hause.

Wie ich den Abend heim kam, weiß ich nicht. Aber wie ich meine Wohnung betrat, war ein Brief da und wartete auf mich — von meinem Bruder. Er erhielt eine Bankanweisung auf 5000 ℳ. Wäre er nur zwölf Stunden früher angekommen, er hätte mich unsäglich glücklich gemacht; aber jetzt schien er mein Unglück nur noch zu vergrößern. Ich war ja unehrlich gegen meinen Chef, ein Dieb geworden, und einer, den ich nicht kannte, hatte mein Verbrechen gesehen. . .

Ich will nicht versuchen, Dir die grausame Angst zu schildern, die mich am nächsten Tage verzehrte. Jeden Menschen, der das Comptoir betrat, fürchtete ich. Aber eine Woche nach der anderen kam und ging, ohne daß ich etwas von meinem Verbrechen hörte. Im Gegentheil: Mr. Smith, der andere Chef, schien an mir mehr und mehr Gefallen zu finden und machte mich schließlich zu seinem Geheimsecretair. Die Furcht vor Entdeckung schwand nach und nach. Später erfuhr ich, daß Sillery am Morgen nach seiner Betrunkenheit in das Comptoir geeilt sei und das Geld gefunden habe. Fand er es nicht, so hätte er wissen müssen, daß nur ich das Geld hatte nehmen können. So hatten mich die Augen unter dem Rouleaux vor Schande und Untergang gerettet. . . . .

Mehrere Monate später saß ich an einem trüben Nachmittage allein in Sillery's Privatcomptoir. Das Gas war angesteckt, und Alles war just so wie an jenem entsetzlichen Abend. Ich hörte draußen im Hofe ein leises Geräusch und blickte hinaus. Und da bemerkte ich im Fenster gerade gegenüber dieselben beiden Augen, die an jenem Abend auf mich gestarrt hatten. Ich sah und sah und konnte meine Augen nicht losreißen. Aber da entdeckte ich auch, daß es keine Menschenaugen waren. Ich ging zum Fenster und untersuchte die Situation näher. Und da auf dem Fensterbret saß der Eigenthümer der Augen: eine große schwarze Katze mit einem großen, weißen, halb menschlichen Gesicht.

Hinterher erfuhr ich, daß die Katze einer alten Portiersfrau gehörte, die im Hause wohnte. Ich kaufte sie. Den Rest der Geschichte kennst Du. Kannst Du nun verstehen, Frank, was ich meine, wenn ich sage, daß es diese alte Katze war, die mir mein Vermögen schuf?"

SLUB
Wir führen Wissen.